

Klaus Edlinger

Mama, Papa, das Land  
und die Leute

Reportagen aus einer  
südoststeirischen Kindheit





[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2021

1. Auflage September 2021

Lektorat: Maria Ankowitsch

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Alle Fotos: Christian Jungwirth

Druck: ADverts printing house

ISBN 978-3-903322-41-7



Die Textstelle aus dem Buch Kohelet auf S. 101 ist zitiert nach: Die Bibel. Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes. Vollständige deutsche Ausgabe. Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 2006.

Klaus Edlinger

# Mama, Papa, das Land und die Leute

Reportagen aus einer  
südoststeirischen Kindheit

»Und wenn ich nochmals von vorne anfangen könnte, würde ich versuchen, weniger perfekt zu sein. Ich würde von März bis Oktober barfuß gehen, viel in Flüssen schwimmen und vor allem mit Kindern spielen.«

Jorge Luis Borges

## I.

### »Maisopotamien« Das Land zwischen Raab und Mur

*Ich widme dieses Buch meinen Klassenkameraden und Indianerfreunden und meinen ersten Lieben. Ich widme es den Geschichtenerzählern und Philosophen, den »wilden Hunden« und den »Rabenviechern«, den Helden und Käuzen, den Bastlern und Pfuschern und den starken Frauen Maisopotamiens. Ich widme dieses Buch den Leuten aus St. Stefan im Rosenthal – eigentlich allen Menschen, die aus dem »krummen Holz« der Südoststeiermark gemacht sind.*

*Ich bin ein Glückskind. Mein Leben ist nie durch einen Krieg gestört worden. Mit einer einzigen Ausnahme bin ich nie ernsthaft krank gewesen. Ich habe ein Haus gebaut und Bäume gepflanzt. Zwei herrliche Kinder stehen für meinen privaten Lebensentwurf. Mein ganzes Arbeitsleben lang habe ich Erfolg gehabt. Die privaten und beruflichen Blessuren haben nie das Ausmaß des Erträglichen überschritten – egal, ob andere oder ich selbst die Ursache dafür waren.*

*Mein Leben lang hatte ich das Privileg, nur das tun zu müssen, was ich tun wollte. Das, was ich tat, tat ich mit radikaler Zuversicht und Neugier. Als Journalist und Fernsehmoderator durfte ich die ganze Welt bereisen. Jahrzehntelang hatte ich die Gelegenheit, sehr intensiv und unmittelbar an globalen Ereignissen teilzunehmen und hinter die Kulissen zu schauen. Ich habe große Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland treffen dürfen. In keiner Phase meines Lebens gab es existenzielle Schwierigkeiten. Wirtschaftlich ging es mir immer gut, obwohl mein Leben dem Sein mehr als dem Haben galt. Ich habe wirklich Glück gehabt.*

*Das verdanke ich meinen Eltern, die ausschließlich für meine Bildung und Ausbildung arbeiteten. Natür-*

*lich habe ich einiges mir selbst zu verdanken, in einem großen Ausmaß aber auch dem Glück und den Zufällen, die in meinem Leben eine große Rolle gespielt haben. Ich habe früh gelernt, mich ihnen hinzugeben. Wie alle Menschen habe ich auch Ausrutscher und Tiefs gehabt. Gar nicht so Weniges ist nicht wegen, sondern trotz meiner Aktionen gut gelaufen. Ich bin davon überzeugt, dass es Schutzengel gibt. Einer hat mich an seine Brust genommen, und ich bin nicht »an seinem größeren Dasein vergangen«, wie Rilke in den Duineser Elegien schreibt. Im Gegenteil: Mein Schutzengel hat mich zum Blühen gebracht, indem er mich hob, wenn ich stolperte, und auf den richtigen Weg stellte, wenn ich in die Irre ging.*

*Vor einiger Zeit habe ich einen meiner vier Enkel um Hilfe gebeten, weil ich an meinem Laptop nicht weiterwusste. Mit einem Handgriff und spöttischem Lächeln hat er mein Problem behoben. Das sagt schon alles darüber aus, wie ausgeliefert ich heute bin, obwohl ich mich zeit meines Lebens für die Dinge interessiert habe. Neugier ist für mich Lebenselixier, weil sie Zukunftsenergie ist. Aber meine Neugier ist für diese schrille Zeit zu langsam geworden.*

*»Panta rhei« sagen die Griechen, alles fließt. Immer ist alles geflossen, in den letzten Jahrzehnten war der Entwicklungsstrom aber so rasend schnell, dass wir mit der Digitalisierung die wahrscheinlich stärkste Zäsur in der Menschheitsgeschichte erleben – stärker noch als die Erfin-*

*dung der Druckerpresse. Noch hecheln wir in der digitalen Gischt nach Luft. Noch kennen wir keinen Zielhafen. Noch wissen wir nicht, welcher Wind günstig ist.*

*Ich bin ohne Fernsehen aufgewachsen, ohne Festnetz- und Mobiltelefon, ohne Internet. Eine Lebensbahn zwischen Internat und Internet. Wir waren vier, Mama, Papa und ein Bruder, der ein tüchtiger Arzt geworden ist. Er hat die Südoststeiermark nie verlassen. Meine Mutter trug in unserem Geschäft den ganzen Tag eine Handkassa mit sich, weil es nur Bargeld und so gut wie keine Bankkonten gab. Auf unseren kurvigen, kaum ausgebauten Straßen fuhren die gelben Autobusse, und wir Kinder spuckten in die offene Hand, um das Brausepulver zum Aufschäumen zu bringen. Als ich zehn war, bekam Papa sein erstes Auto. Mit sechzehn trank ich mein erstes Cola, ein Jahr später, mit siebzehn, aß ich meine ersten Pommes frites.*

*Über meine Kindheit in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts will ich schreiben, eine Kindheit auf dem Land. Nicht weil ich mich für so wichtig nehme. Ich denke, dass meine Geschichte absolut durchschnittlich ist. Viele können sich darin wiederfinden. Vielleicht wird ihnen auffallen, dass in ihrem Leben nicht nur Erfolg und Misserfolg, Glück und Unglück wohnen, sondern auch viel Poesie und Farbenpracht. »Man muss nur an der Schicht des Alltags ritzen«, sagt Eugene O'Neill, »dann kommt die Poesie.« Zumeist neigen wir ja dazu, immer schnell zu wissen, dass wir*

*unglücklich sind. Oft entgeht uns das Wissen um das Glück. Ich sage das nicht als Klugscheißer, sondern als einer, dessen tiefstehende Lebenssonne heute Dinge beleuchtet, die früher im Schatten lagen. Ich denke, dass es schon, aber nicht nur eine Alterserscheinung ist, wenn einen der Blick zurück fröhlicher stimmt als der nach vorne. Ganz abgesehen davon halte ich das Alter für einen Gewinn und nicht für eine Last. Ich lehne die »Philosophie des Ruhestandes« genauso ab wie den Irrglauben, dass Urlaub In-der-Sonne-Liegen und Nichtstun ist. Ich bin jedenfalls nie »in den Ruhestand« gegangen, weder körperlich noch geistig. Ich mag auch die vielfach als Bonmot gebrauchte Sottise vom »Unruhestand« nicht. Mein Kopf und mein Körper sind »im Stande« und nach wie vor Bewegungskörper.*

*In den Geschichten und Porträts dieses Buches nehme ich mir einige Freiheiten heraus. Gemäß dem Zeitparadoxon werde ich Ereignissen, die nur kurz gedauert haben, längere Aufmerksamkeit zumessen, während ich andere von längerer Dauer nur kurz oder gar nicht erwähne. Lassen Sie es mich so sagen: Ich habe einfach alles, was um mich an Erinnerungen, Assoziationen und Reflexionen herumgelegt ist, zusammengekehrt und in den Lebens-Eimer getan. Jetzt greife ich ins Volle, hole eines nach dem anderen heraus, drehe es im Licht der Gegenwart hin und her, schaue es von dieser und jener Seite an, und dann präsentiere ich es. Ich will die Gegenwart durch den Blick in die*

*Vergangenheit entschlüsseln – und sinnlicher machen. So sinnlich, wie die Welt des Kindes ist. Das Kind lebt in der Welt des Hörens, Riechens, Schmeckens, Sehens und Spürens. In der Kindheit ist der Mensch der »reine Tor«. Er beginnt seinen Weg zum »Gral« mit naive Staunen, mit Freude und mit Neugier. Ich will sehen, wie viel davon wann, wo und wie auf der Strecke geblieben ist. Und was von Dauer war.*

*Es heißt, Leben ist nur, was man erzählen kann. Bruce Chatwin, der verehrte »Nomaden-Dichter«, hat über die »Traumpfade« der australischen Aborigines geschrieben. Sie sind »Songlines« und ziehen sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte. Schon unsere Vorfahren zogen auf diesen labyrinthischen Pfaden dahin. Ihr Gesang erschafft zu allen Zeiten die Welt so, wie sie heute ist. Wir sind eine einzige Erzählung der Unstetigkeit. Es mag naiv sein, aber wie jede und jeder von uns spüre ich, wie Momente, Gedanken, Bilder und Äußerungen von Menschen und Dingen meiner Kindheit heute aufblitzen und in mir wohnen. Neben den mentalen Verknüpfungen besitze ich wie jeder von uns sogar materielle Dinge von längst verstorbenen Menschen. Ich hüte sie wie Reliquien. So gehe ich weiter auf den »Traumpfaden« aus meinem Gestern. Und wir alle wissen, dass neue Wege erst wieder im Gehen entstehen.*

*Wir sagen immer, die Erinnerung sei das Paradies, aus dem uns niemand vertreiben kann. Gleichzeitig sagen wir, dass die Erinnerung lügt. Beim Schreiben die-*

*ses Buches habe ich mich bemüht, nie zu lügen – außer, wenn ich das Gefühl hatte, mit einer Lüge der Wahrheit näher zu kommen. Nur wenige Personen des Buches musste ich unkenntlich machen. Die meisten sind Prototypen, zusammengeführt und gemischt aus vielen einzelnen Charakteren. Und was das Paradies betrifft: Natürlich habe ich es genossen, mich in einer mittlerweile fernen Kindheitswelt des ewigen Schönwetters und der spielerischen Verantwortungslosigkeit zu suhlen.*

*Ich werde jeden Vorwurf der Verklärung und der Lüge ignorieren. Es kann durchaus sein, dass ich in meiner Glückseligkeit verkläre oder gar lüge, denn ich schreibe nicht über das, was ich real erlebt habe. Ich schreibe über meine Erinnerung, also über jene Bilder und Geschichten, die m e i n e Phantasie mit den Zutaten m e i n e r Lebensgeschichte gefärbt haben. Aber »niemand ist eine Insel«. Jeder ist Teil des Kontinents, jeder ist ein Teil des Festlands, schreibt der englische Dichter John Donne. Sie, liebe Leserin, lieber Leser, haben Ihre Geschichten nur nicht aufgeschrieben.*

*Nach Einleitungen, die das Heute reflektieren, erzähle ich in zehn »Reportagen aus der Kindheit«. In Geschichten, Bildern und Porträts berichte ich von den Menschen und der Landschaft einer verhältnismäßig unbekanntem Region. Ich schreibe über meine Eltern, über die Leute und ihre Macken. Über die Wirtschaft und »unseren« Eisernen Vorhang; über die Religion und den Fußball; über unsere ausschließlich männ-*

*lich dominierte Gesellschaft; über meine ersten Ausflüge in andere Welten; über den Stellenwert der Erotik im Dorf und über meine ersten »ewigen« Lieben, die genauso wie Ihre verlaufen sein dürften.*

*Mama, Papa, das Land und die Leute haben die Erzählung meines Lebens bestimmt. Der Rhythmus dieser Erzählung ergab sich aus der Sprache und den Bildern, aus der Luft und dem Licht meiner Kindheit. Er ergab sich aus der geradlinigen Disziplin der Maisfelder, aus dem Duft von Heu und Holler, aus dem Scheppern der Melkeimer in der abendlichen Kühle, aus den prachtvollen Farben des Herbstwaldes, und nicht zuletzt auch aus den metallenen Geräuschen aus Papas Motorrad-Werkstätte.*

*Im Versuch, besondere Wegmarken der Entwicklung auszumachen, überschreite ich ständig die Grenzen zwischen Phantasie und wirklichem Leben – falls es das überhaupt gibt. Nicht nur in dem Zusammenhang hat mich das Platonische in der Liebe nie so angesprochen wie das Höhlengleichnis des Philosophen: Die Wirklichkeit ist nur das, was ich sehe.*

*Glücksforscher betonen die Bedeutung der Botenstoffe für unser Glück. In der Jugend, so sagen sie, sei das Dopamin dafür ausschlaggebend, dass wir hinausziehen in die Welt, um zu erobern. In der Mitte des Lebens dominiere das Adrenalin. Es sei ausschlaggebend für Stress, Mühsal und Arbeit. Im Alter aber*

*vermengten sich Adrenalin und Dopamin, und wir werden gelassen, weise und glücklich. Lesen Sie unter diesem Aspekt die Zeilen, die der analoge Opa seinen digitalen Enkeln widmet. Ich will meine erste »Reportage« mit dem Menschen beginnen, der mein Leben am stärksten beeinflusst hat, mit meiner Mutter.*



### **Der Elefant ist ein gefährliches Tier**

Eine gewisse Spannung liegt im Haus. Der Bezirksschulinspektor Hanke hat sich angesagt. Er ist einer von Mamas Verehrern. Papa ist nach Graz gefahren,

um Teile für unsere Werkstatt zu besorgen. Ich muss das weiße Hemd und die verhasste Bleyle-Strickhose anziehen, die mit den angenähten Hosenträgern. Ich werde aber nicht singen müssen. »Wenn die Glocken hell erklingen« muss ich nur singen, wenn die Frauen zum Eierlikör-Kränzchen kommen. Mama trägt ihr blaues Kleid mit den großen Blumen. Sie sagt allen, dass sie mit diesem Kleid in einem Film ist, der genau zu dem Zeitpunkt in jenem Café in Opatija gedreht wurde, als sie dort saß. Deshalb schaut sie sich auch jeden Film im Dorfkino an, mittlerweile aber ist sie sich nicht ganz, aber ziemlich sicher, dass sie im Hintergrund des Marischka-Films zu sehen ist, in dem Hannerl Matz mit Adrian Hoven glücklich »in den Himmel hinein« tanzt. Sie rennt jetzt durch die Räume, um dieses oder jenes noch geradezurichten oder in Pose zu bringen. Diese gewisse Aufgeregtheit vor Besuchen kenne ich, ich bin sie bis heute noch nicht losgeworden.

Ich weiß, was kommt: Der Inspektor wird zuerst herumgeführt, auf eine gewollt beiläufige Art zeigt Mama ihm die schwarzen Fliesen unseres Badezimmers, dann muss er einen Blick in das sogenannte Herrenzimmer werfen. Wenn er den großen Fernsehapparat mit dem Segelschiff obenauf anschaut, wird Mama darauf hinweisen, dass die Schiffe überall auf den Fernsehgeräten ihr als Symbole des medialen Aufbruchs in die Welt gelten. Diese Bemerkung



soll dem Gast ein beiläufiger Fingerzeig auf die intellektuelle Qualität der Gastgeberin sein. Ihm soll das große Bild mit der nackten jungen Blondin auffallen, das so dominant gehängt ist, dass er es nicht übersehen könnte, selbst wenn er halbblind wäre. Das Bild soll die Kunstsinnigkeit der Gastgeberin und ihre Distanz zu jeglicher Kleinbürgerlichkeit demonstrieren. Papa ließ sich diese schreckliche, von unten herauf beleuchtete Halbnackte bei einem Wien-Ausflug von einem Straßenmaler am Rande des Donaukanals aufschwätzen. Eine junge Frau sitzt wie eine Hopper-Figur nackt und verträumt da. Mit dem Rücken zum Betrachter und halb verdrehtem Oberkörper sitzt sie so, dass man ihr halbes Gesicht, vor allem aber ihre wohlgeformte Brust sieht. Den Kopf richtet sie in eine über ihr liegende Ferne. Ein Licht strahlt sie an, das aus einem Zauberkessel unter dem Tisch kommen muss, auf dem sie sitzt.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Wer sich aus dem Dickicht der Kleinbürgerlichkeit erhoben hat, kauft Kunst – nur vordergründig nutzlos, denn die Nackte war im Ort schnell berühmt geworden. Sie hat das Ansehen meiner Eltern insofern gehoben, als die Leute sie einerseits zwar für Verschwender, andererseits aber auch für die Vertreter einer Welt hielten, die irgendwie unerreichbar und gescheitert, sauberer und unverständlicher war als ihr Alltag. Ich handelte mir einige Lutscher und Tarzan-Hefte bei

Freunden ein, denen ich heimlich die Nackte zeigte. Einmal nahmen wir ihre Maße: Da entdeckten wir, dass ihr sichtbarer Oberschenkel länger und dicker war als der gesamte Oberkörper.

Der Inspektor vermerkt die Nackte mit wissendem Grinsen und irgendeiner Bemerkung, bevor er in die Essnische zum Kaffee geführt wird. Unsere Essnische ist eine Aussichtswarte. Ein großer quadratischer Tisch füllt sie aus, rundherum eine Bank. Aus den Fenstern überblickt man den halben Ort. Wer immer sich bewegt, wird beobachtet: Ob der Herr Kupfer aus seinem Kaufhaus tritt, ob die Frau Lammer ihre Bartnelken gießt und die Frau Holler die Blaureben stutzt, wir sehen alles und wir wissen, dass die Abendmesse beginnt, wenn das Fräulein Grill mit eingezogenem Kopf über den Dorfplatz geht, aus Angst, es könnte sie jemand in ein Gespräch verwickeln. Sie ist unsere Organistin und lebt allein in einem riesigen blauen Haus mit einem Gemüsegarten und Weichselbäumen drumherum. »So wie die schaut und geht, kann sie kein Produkt von Leidenschaft sein«, hat unser Arzt einmal gesagt.

Die Besichtigungstour ist vorbei. Durch eine Durchreiche übergibt unser Hausmädchen der davor sitzenden Mama die Kaffeekanne. Der Inspektor genießt seine Wertschätzung. Zwischen dem einen und anderen Kompliment lässt er durchblicken, dass er sich für die Autos der Marke interessiert, die wir

verkaufen. Mama trug mir nicht auf, am Tisch zu bleiben, aber ich blieb, weil ich auf ihren Auftritt wartete. Und wenig später ist es so weit. Sowie der Inspektor zur ersten Bemerkung über das raumbeherrschende Piano ansetzt, steht Mama auf, so als ob sie sich, von tausend Zurufen bedrängt, mit schmerzhafter Wollust ihrem Schicksal ergebe.

Nach einem kurzen Blick des Einverständnisses auf das Bild mit dem biedermeierlich unter einer Linde sitzenden Schubert, das über dem Piano hängt, hebt sie den Klavierdeckel und sitzt eine oder zwei Sekunden ganz still. Dann murmelt sie etwas kokett, aber auch wie gedankenverloren, so, dass der Gast es hören muss: »Brahms hat den Elefanten ein gefährliches Tier genannt, weil man aus seinen Stoßzähnen Klaviertasten machen kann.« Kurz lächelt sie noch, aber in der Sekunde darauf sieht sie uns schon nicht mehr. Sie lockert sich noch einmal und zieht an den Fingern beider Hände. Dann beginnt sie ansatzlos zu spielen.

Mit ihrem ganzen Körper spielt sie, der Brustkorb geht rhythmisch vor und zurück, den Kopf hält sie einmal gerade, dann neigt sie ihn, als müsse sie in die Tasten hineinhören. Ihre Finger tanzen, einmal hebt sie die Hände hoch, dann lässt sie sie sinken, die Füße drücken die goldenen Pedale. Und obwohl ich noch ein Bub bin, merke ich genau, wenn sie nach den ersten Takten des vollkommenen Eintauchens in die Musik in die Darstellung von Musik übergeht, in

das Programm *Virtuosin am Klavier*. Ihr Gesichtsausdruck wird etwas melancholisch und selbst der kälteste Gast fühlt, dass sie sich jetzt einem zarten Schleier hingibt, der sich mit all ihren Talenten aus den Niederungen des profanen Alltags erhebt und in das Elysium flattert, in jenen Ort, der ihr eigentlich bestimmt ist, auf den sie verzichtet hat, für uns, ihre Lieben.

»Ich habe die Staatsprüfung in Klavier«, sagt sie einmal in ihr Spiel hinein, sie lässt den Satz so beiläufig fallen wie den über das Segelboot am Fernsehapparat. Aber sie weiß, dass sie erklären muss, weil sie sicher ist, dass der Gast staunt. Ich liebe sie, weil sie so gut spielt und so schön ist. Sie deutet mir in diesen Momenten eine noch unbekannte Welt an, die ich auch in meinen Büchern ahne.

Jahrzehnte später rief ich sie an, wenn ich von Wien zu einem Besuch nach Hause unterwegs war, und bat sie, für mich am Abend, bevor ich wieder aufbräche, am Klavier Brahms zu spielen. Sie tat es immer, und ich war oft nur deshalb gekommen, um abends, wenn sich alles beruhigt hatte und Papa im Bett lag, eine kurze Zeitlang neben ihr am Klavier zu verbringen. Bei jedem ihrer Auftritte vor Gästen spielte Mama immer dasselbe Stück, dieselbe Melodie, *In stiller Nacht*, das Volkslied von Johannes Brahms. Und immer sang sie am Ende, fast unter Tränen, die letzten Textzeilen mit: »Die wilden Tier' trau'rn auch mit mir in Steinen und in Klüften.«

Wenn sie für mich allein spielte, durchwanderte sie nach dem Brahms ein großes Repertoire von Volksliedern oder klassischen Stücken, und dabei riskierte sie durchaus Fehler, die der mangelnden Übung und dem Vergessen geschuldet waren. Manche Stücke begann sie mehrmals, um hineinzufinden, dann wieder setzte sie ab, wenn sie nicht weiter fand, oder ihr Gesicht hellte sich auf, weil sie eine altbekannte Passage wieder gefunden und einigermaßen fehlerlos gespielt hatte. Alles kommentierte sie, zu vielen Stücken erzählte sie Geschichten, von ihrer Klavierlehrerin, von den Nonnen ihres Internats, von Freundinnen. In diesen Abendstunden lebte sie die Musik, ganz uneitel, sie schloss mich ein und war nicht Darstellerin. Das waren Momente, in denen es mir schwerfiel, von zu Hause wegzufahren.

Wenn ich viele Jahre später Kommunikationsseminare abhielt, präsentierte ich meinen Hörern als Beispiel für authentisch glaubwürdige Kommunikation den virtuosen Klavierspieler, der in keiner Sekunde an seine Haltung oder Kleidung denkt, der so radikal in seiner Musik aufgeht, dass er unbewusst Grimassen schneidet, für die man ihn verlachen würde, wenn er sie ohne Musik machte. So muss man reden, sagte ich immer, nur den Inhalt leben und nicht an Pausen, Modulationen und Inszenierungen denken. Das ist ein Ausdruck von Liebe, und Kommunikation ist Liebe.

Der mexikanische Dichter Octavio Paz meint das Gleiche, wenn er die Parabel vom ungebildeten alten Mann in Tibet erzählt, der jeden Abend zu seiner Göttin Tara ein sehr fehlerhaftes Gebet betet. Jeden Abend erscheint ihm die Göttin. Eines Tages machen die Gelehrten den alten Mann auf die vielen Fehler in seinem Gebet aufmerksam. Der alte Mann betet die fehlerlose Fassung des Gebets, die ihm die Gelehrten angefertigt haben, und die Göttin erscheint ihm nicht mehr. So war das mit Mama, wenn sie von der Inbrunst am Beginn ihres Spiels am Klavier auf die Schiene der Darstellung einer virtuosenspielerin wechselte.

So zart war Mama nicht immer. Sie war der Chef im Haus. Sie war eine kraftvolle Frau. Sie regierte geschickt, nahm Papa nie das Gesicht, einige wenige Male aber war sie hart, wenn er sich etwa zu sehr in die schulischen Belange von uns Kindern einmischen wollte, was er äußerst selten tat. Das Gymnasium, das Internat, in dem wir Brüder lebten, das war ihre Kernkompetenz. Sie ließ keine einzige Sprechstunde aus. Da war sie so unnachgiebig wie zum Zeitpunkt, als die frischgebackene Führerscheinbesitzerin bei der Jungfernfahrt nach einer Schreiorgie Papas aus dem Auto stieg und zeitlebens nie mehr ein Auto lenkte. Das war dieselbe Frau, die ihm zuliebe aber auch lächerlich unmodische Damenshorts trug, die sie hasste, weil sie den kurzen weiten Shorts der englischen Militärs ähnelten.

Ansonsten sehe ich Mama in meiner Erinnerung vor allem mit der grünen Handkassa in der Werkstätte stehen. Diese Handkassa war ihr Zepter, das Insignium ihrer Macht. Sie trug sie so, wie die Frauen damals ihre Handtaschen an sich drückten, wenn sie, meistens zu zweit, auf die Toilette gingen. Oder wie die jungen Leute heute das Handy tragen. Oder wie die Couch-Potatoes, die während des ganzen Fernsehabends die Fernbedienung nie aus der Hand geben. Kontos waren in den fünfziger Jahren bei uns noch nicht üblich, alle Geschäfte wurden bar abgewickelt, und mit der Gesamtorganisation von Haushalt und Geschäft lagen natürlich auch unsere Finanzen in ihrer Hand. Ihr Hauptberuf als Lehrerin lief so nebenbei. Und dennoch war sie überaus beliebt, bei Kollegen, Eltern und Schülern, die sie noch jahrelang nach ihrem Schulaustritt besuchen kamen. Sie war streng, aber immer fröhlich und mit absolutem Pragmatismus gesegnet. Ich weiß, dass sie die Kinder in deren eigenen Maßstäben schulte und nach deren Kompetenzen forderte. Ihr Leitspruch: »Talente können nur wachsen, wenn man sie gießt.«

Neben einem gewissen Hang zur Selbstdarstellung verdanke ich meiner Mutter die Liebe zur Sprache. Beides hat mir in meinem späteren beruflichen Leben nicht unbedingt geschadet. Ganz beiläufig hat sie mir diese Sprache fehlerlos mitgegeben, so wie sie mich schon als Kind ganz absichtsvoll bei der

Deutschen Buchgemeinschaft angemeldet hat und mir dazu die Monats-Jugendzeitschrift *Die Rasselbande*, und, als ich etwas älter wurde und wünschen durfte, die Theaterzeitschrift *Die Bühne* abonnierte. Huckleberry Finn, Winnetou, Robinson Crusoe, Siegfried, Eulenspiegel und Münchhausen, dazu die Fabel- und Sagenwesen, sie alle verdanke ich der Ernsthaftigkeit, mit der Mama ihr Motto, Talente zu gießen, ständig in die Tat umsetzte. Auch später noch, als ich lange schon aus dem Haus war, durfte ich in der größten Grazer Buchhandlung ein offenes Bücherkonto benutzen, das sie, die finanziell äußerst streng zu mir war, ohne Aufhebens abdeckte.

Sie förderte meine Leselust derart gezielt, dass sie mir während des Studiums mehrmals tagelange Lektüre-Aufenthalte in einer Pension auf einer Alm bezahlte. An anderer Stelle werde ich berichten, wie sehr der Fußball möglicherweise ein Grund für mein Studium der Anglistik gewesen sein mag. Hier will ich anmerken, dass Mama ganz sicher der Turbo für meine Liebe zur Literatur und zum Germanistikstudium war. Und ich muss dazusagen: Hätte ich mich, was ich auch überlegte, für das Schauspielstudium entschieden, wäre sie auch dafür hauptverantwortlich gewesen – allein schon durch ihr egomanisch-egozentrisches Vor-Leben.

Ihr Leben lang war sie eine großartige Schauspielerin, so intensiv, dass sie in ihren verschiedensten

Rollen echt geworden war. Sie hätte aber alles getan, um mich vom Schauspielberuf abzuhalten, weil es dafür keinen akademischen Titel gibt.

Ihr Motto, das mich ein Leben lang begleitet hat, mag für einen Bühnenmenschen besonders gelten, es lautete: »Lass dich nie gehen!« Und sie meinte das Äußere und das Innere, das Gesamthafte einer Persönlichkeit, wenn sie dazusagte: »Du musst immer Haltung bewahren!«

Mein ganzes Leben war mir das wichtig. Für mich war und ist Haltung, dass ich mir und meiner Umwelt immer klargemacht habe, wozu ich Ja sage und womit ich nicht einverstanden bin. Menschen, die das nicht tun, mag ich nicht. Dazu verlache ich die Beckmesser, die egomanischen Besserwisser und Klugscheißer, die auf alles eine Antwort wissen. Menschen, die die Welt nie angeschaut, aber eine Weltanschauung haben. »Wer zeitlebens nur in der Erbsensuppe schwimmt, glaubt, dass die Welt grün ist«, hat der schon zitierte Arzt unseres Dorfes gesagt, der ein guter Mensch war, ein weiser Philosoph und ein herrlicher Trinker.

Die überzogene Bedeutung, die Mama meiner Bildung zumaß, ist ganz zweifellos auch die Ursache dafür, dass ich zeitlebens der geistigen Arbeit unverhältnismäßig hohe Bedeutung gab. Für meine Eltern war es nie, auch nicht andeutungsweise, eine Option, dass ihr Kind sein Leben mit »schmutziger« Arbeit

verbringen müsste. Niemals kam ihnen in den Sinn, dass ich als Nachfolger ihr Geschäft übernehmen könnte. Körperliche Arbeit wäre gleichbedeutend mit Scheitern gewesen, genauso wie Schulbesuch ohne Matura und Universitätstitel. Daraus resultierte vor allem in meinen unreiferen jüngeren Jahren eine ziemlich ignorante, ja überhebliche Minderschätzung des Lohnerwerbs durch körperliche Tätigkeiten.

Im Mittelpunkt von Mamas Arbeitsleben stand das Geschäft. Das führte sie quasi im Alleingang, sehr dominant, um nicht zu sagen *autoritär*. Die Gesellen und die Lehrlinge, ja auch die Kunden, wussten genau, an wen sie sich wenden mussten. Papa stand irgendwie über den Dingen. Mamas Regentschaft, die durchaus verletzend sein konnte, ging so weit, dass sie unsere Beschäftigten wie eine Schulklasse führte. Jedem unserer Lehrlinge gab sie beispielsweise einen Vornamen ihrer Wahl, nachdem sich herausgestellt hatte, dass fast alle Franz oder Hans hießen. Den meisten wurde Mamas Wahlname so zur zweiten Haut, dass sie ihn nie mehr ablegten. Vor einiger Zeit habe ich einen ehemaligen Lehrling unserer Werkstätte getroffen, dessen Frau ihn mit dem Vornamen ansprach, den ihm meine Mutter damals gegeben hatte. Er selbst hatte sich so sehr daran gewöhnt, dass er seinen getauften völlig aufgegeben hat.

Aus dem ursprünglichen Handel mit landwirtschaftlichen Maschinen war mit den Jahren eine

Kfz-Werkstätte zuerst mit angeschlossenem Fahrrad- und Motorrad-, später dann mit Autohandel geworden. Dazu kam eine Tankstelle, die eigentlich Tag und Nacht geöffnet hatte. Im südsteirischen Agrarland gab es nicht die Zeitstrukturen wie im obersteirischen Industriegebiet. Es gab nicht die Teilung in Arbeits- und Freizeit, in Tag- und Nachtschicht, in Urlaub und Dienst, wie ich es bei den Bergknappen im obersteirischen Fohnsdorf kennenlernen sollte. Bei uns im Süden war die Arbeitszeit stark von Wetter, von Vieh- und Getreidewirtschaft bestimmt. An anderer Stelle werde ich darauf eingehen. Es gab weder Betriebsräte noch Arbeitsrecht, und das, was es gab, hatte sich bei uns noch nicht herumgesprochen, weder bei den Unselbstständigen noch bei den selbstständigen Bauern, Handwerkern und Händlern. Unser Geschäft war sozusagen immer offen, die Leute kamen, wann sie Zeit hatten, und die Tankstellenglocke wurde zu jeder Nachtzeit geläutet, auch am Sonntagmorgen, worauf Mama aus dem Badezimmer rief: »Irgendwer muss zur Tür, ich bin noch in der Kombinesch!«

Unser Haus war immer offen, immer waren Leute bei uns. Immer waren Kunden da oder »Schauer«, die sich stundenlang still verhielten. Sie standen nur da und schauten zu. Mama nannte sie eben »Schauer«. Diese Schauer traten bei uns überall auf. Sie standen bei Festen herum. Sie stiarten die Tän-

zerinnen und Tänzer auf den Bällen an. Bei Hochzeiten, Unglücksfällen, Arbeiten oder Versammlungen – überall traf man die Schauer an. Einer unserer bekanntesten Schauer war der Müller Lipperl, ein Behinderter, der nicht gehen, sondern nur hopsen konnte. Geistig war der etwa Vierzigjährige auf der Stufe eines Vorschulkindes zurückgeblieben. Er war absolut harmlos und lächelte immer unter seinem Hut hervor. Er war den ganzen Tag unterwegs, überall konnte man ihn treffen, und überall bekam er dies oder das. Mutwillige erfreuten sich auf Festen daran, ihn mit Alkohol abzufüllen.

Besonderen Andrang gab es in unserem Haus in einer Phase Mitte der fünfziger Jahre, als das Fernsehen zu uns kam. Wir waren unter den Ersten, die einen Fernsehapparat hatten. Das machte uns zur kleinen Sensation. Immer wenn die Löwinger-Bühne lief, mit ihrem Star Paul, der stets den Dodel spielte, kamen Trauben von Freunden ins Haus. Sie brachten Getränke mit, nicht selten endeten diese Fernsehabeude lange nach der täglichen Programmabschluss-Bundeshymne. Ich durfte damals nur selten fernsehen. Aber ich erinnere mich an die Sendung *Zur Weltlage spricht Vincenz Ludwig Ostry*.

Ich war ja fast ein ganzes Arbeitsleben lang TV-Journalist und lächle heute natürlich darüber, wie man damals Fernsehen ohne Bilder für Seher machte, die noch Zeit und keine Auswahlmöglichkeiten

hatten: Geschlagene fünfzehn bis dreißig Minuten redete der alte Mann in die Kamera, undeutlich und überklug. Die Leute wurden nicht dort abgeholt, wo sie waren. Sie wurden belehrt, missioniert und indoktriniert. Das Fernsehen war damals total in sozialistischer Hand. Der verstorbene Vincenz Ludwig Ostry verzeihe mir, aber heute wäre er der personalisierte Ausschalt-Impuls.

Für unsere nächsten Nachbarn gab es noch einen Grund, zu uns ins Haus zu kommen. Wir waren unter den Ersten, die ein Telefon hatten. Wir hatten allerdings nur einen sogenannten Viertelanschluss, daher war es oft sehr schwer, eine freie Leitung zu bekommen. Für mich war später im Internat die Möglichkeit des *Rückgesprächs* ein Segen. Der einbeinige Portier döste den ganzen Tag vor sich hin. Er war glücklich, wenn er für mich oder einen Mitschüler nach dem Abendessen ein Rückgespräch nach Hause anmelden durfte. Während des viertel- bis halbstündigen Wartens auf das Gespräch musste ich mir die Ergebnisse seiner Tagträume anhören. Dann, als Mamas Rückruf mich erlöste, konnte er seine Ohren nicht genug spitzen, um jedes Detail meines Gesprächs mitzukriegen. Er ließ mich nicht gehen. Neugierig insistierend interviewte er mich zu den Inhalten meines Telefonats. Der Invalide lebte von den Geschichten der Heiminsassen, die seine aus der Zeit gefallene Loge zum Telefonieren aufsuchten. Er tat mir leid. Aber ich dachte auch an das

Bild der Fliegen, die auf den Klebebändern über den Tischen einen qualvollen Tod starben. Immer schon wollte ich eine Geschichte über diesen Mann schreiben, es ist nie dazu gekommen. Jetzt sei er erinnert. Es gibt so viele Menschen, die keine Anstalten treffen, wie Forest Gump die Fesseln der Bewegungs-Unfähigkeit abzustreifen. Im besten Fall verfetten sie nur. Im Regelfall aber werden sie missgünstige und neidische Lebens-Zuschauer, Be- und Verhinderer aller Lösungen und Chancen, die ja immer Bewegung erfordern.

Am Eingang der Samaria-Schlucht auf Kreta saß ein Mann von solcher Fettleibigkeit, dass er sich kaum bewegen und nur noch schwer atmen konnte. Als ich ihn beim Bezahlen meines Eintrittspreises in ein Gespräch verwickelte, merkte ich, dass er die Wanderer hasste, die durch die Schlucht gingen, aber »so lange sie sich das antun, stundenlang durch die Schlucht zu gehen und dafür noch zu zahlen, soll's mir recht sein«, sagte er schnaufend.

Nur selten gab es zu Hause gemeinsame Mittagessen, zumeist aß entweder nur Mama oder nur Papa mit uns Kindern, einer war immer im Geschäft, jeder aß eigentlich dann, wenn er Zeit hatte. Wir aßen die typischen billigen Nachkriegsmenüs aus der »Mampfer«-Küche mit viel Kohlehydraten und Schmalz. Wir aßen Tiroler Gröstl und Schinkenfleckerln zu Mittag, Griesskoch und Milchreis am Abend, als Schulause gab es einen durchtränkten Schmalzbrot-Doppelde-

cker mit einem Apfel als deklariertes »Gesundheitsbeilage«. In dieser Einfachheit mag auch der Grund zu finden sein, warum ich, der ich zeit meines Gymnasial- und Arbeitslebens fast immer gern und genügend Internats- und Kantinenessen gegessen habe, auch als es mir sehr gut ging, nie Wert auf kulinarische Sterne gelegt habe. Mama nannte mich immer einen »dankbaren« Esser.

Ich habe kultivierte Genießerkultur nie gelernt, sondern immer, damals wie heute, nur gegessen, um satt zu werden. Dazu bin ich ein rasend schneller Esser geworden. Diese kulinarische Schlichtheit hat mir auf meinen vielen Reporterreisen, in denen es auch darum ging, das Vertrauen von Menschen sehr fremder Kulturen zu gewinnen, sehr geholfen. In einem Dorf in Burkina Faso wurde ich auf Zuckerrohrplatte eingeladen, der Bürgermeister eines Dorfes im nordvietnamesischen Hochland bot mir Kröten an, ganz frisch aus dem heißen Wasser gezogen, in das sie kurz zuvor getaucht worden waren, nachdem der Mann deren Köpfe mit einer Schere abgeschnitten hatte. Ich habe Schlangen, lebende Fische, Ziegenhoden, fetttriefende Kalbsköpfe und weiß Gott was sonst noch alles gegessen – dort, bei den Masai in Tansanias Serengeti, in den Lehmziegeldörfern der Bobos, bei den Hmong in Laos, in Patagonien, Manaus und in der Mongolei war mir das mit einiger Überwindung möglich. Hier, in unseren

Breiten, würde ich mich eher erschießen lassen, als eine vietnamesische Kröte zu verspeisen.

Kochen war absolut nicht Mamas Sache. Küchenanlaufstelle war unser Hausmädchen, das sich unsere Eltern von Anfang an geleistet hatten. Die Dienste solcher Mädchen waren damals, als man auf die Ausbildung der Mädchen auf dem Land noch wenig Wert legte, überaus billig, zumal sie bei uns stets Zimmer und Kost bekamen, also ganz bei uns wohnten.

Die letzte, die wir hatten, hieß Lore. Sie war mit vierzehn Jahren »zu uns gegeben« worden, als fünfzehntes Kind einer ziemlich heruntergekommenen Alkoholikerfamilie. Ob ihrer zunehmenden Skurrilität wurde sie nicht nur zu unserem allseits geliebten Faktotum. Im ganzen Dorf wurde sie rasch bekannt, weil sie überall mitmachte, selbst beim Fußballverein, dessen Zeugwartin und Kassierin sie viele Jahre lang war. Für die geschlechtsfähigen Burschen des Dorfes war sie immer eher Kumpel denn Objekt der Begierde. Von niemandem ließ sie sich was gefallen. Wenn man ihr zu nahe kam, konnte sie sehr ruppig werden. Sie hatte den zupackenden Charme einer abgebrühten Marketenderin und führte Küche und Haushalt mit »eisernem« Besen. »Herr Chef, das wird weggegessen!«, sagte sie sehr bestimmt, und Papa, der seine Suppe schon weggeschoben hatte, griff wieder nach dem Löffel. Nachdem ich maturiert hatte, platzierte sie überall im Dorf den befrei-



enden Seufzer: »Bin ich froh, dass ich den durch die Matura 'bracht hab!«

Als unsere familiäre »Außenpolitikerin« legte Mama ihrem Naturell gemäß allergrößten Wert auf Imagebildung. So wie sie unser Sein organisierte, so kümmerte sie sich auch um den Schein. Wenn Papa einmal laut wurde, war ihre erste Reaktion nicht seine Beruhigung. Sie schaute sofort, ob Fenster und Türen geschlossen waren. Es durfte nichts nach außen dringen. Die Darstellung der erfolgreichen und heilen Welt betrieb sie sehr offensiv. Das war ihre Kernkompetenz, die sich auch körpersprachlich äußerte: Wann immer sie sich an einen Tisch setzte, strich sie mit beiden Händen die Fläche vor sich glatt und frei, mehrmals und konzentriert.

Das tat sie auch regelmäßig zu Beginn der »Damenabende«, zu denen sie eine Zeitlang die angesehensten Frauen des Dorfes einlud. Das kannte man im Dorf nicht, und das führte dazu, dass diese Abende bald ziemlich mystifiziert wurden. Die Damen überboten einander in Erzählungen, die die Lichter unter ihren Scheffeln hervorholten und ihre Männer, Kinder und sie selbst erstrahlen ließen. Es war eine große Ehre, zu diesen Treffen eingeladen zu werden. Die Frauen kleideten sich schön, von Mama bekamen sie Expertisen zu Erziehung, Bildung, Kunst und Weltgeschehen. Es waren Tratschrunden, bei denen ich immer dabei war, und wenn eine der Damen sagte, dass ich

so schöne blaue Augen hatte, was öfter vorkam, dann schlug meine Mutter, wie ich, die Augen nieder und bat mich, den Frauen ihren Lieblingsschlager vorzusingen, *Wenn die Glocken hell erklingen*. Ich wollte damals Schlagersänger werden, falls ich als Entdecker oder Schiffskapitän scheitern sollte. Deshalb kannte ich alle gängigen Schlagertexte, von Pat Boones *I'll be home* über Fredmys *Heimatlos* bis zur *Ramona* der Diamonds. Ich war Stammhörer von *Vergnügt um elf* und von *Tanzmusik auf Bestellung* mit Pert Oberhauser oder Gertrude Kellner, die beide später meine Kollegen werden sollten. Ich ließ mich nie lange bitten, da mir Mama am nächsten Tag dafür vereinbarungsgemäß die *Wunderwelt* kaufen würde. Ich stellte mich vor den Tisch der Damen und faltete meine Finger zur Raute, Jahrzehnte bevor Angela Merkel damit berühmt wurde. Dann blickte ich – instinktiv eine künstlerische Spannungspause errichtend – wehmütig in eine imaginäre Ferne, genauso wie unsere nackte auf dem Bild im Herrenzimmer oder Caterina Valente. Und dann sang ich drauflos:

»Wenn die Glocken hell erklingen,  
und der Sommer geht durchs Land,  
dann beginnt mein Herz zu singen ...«

So trug ich mich schon im frühen Kindesalter als bezahlter Troubadour zu Markte, und während ich mit meinen schönen blauen Augen dazu rollte, nipp-

ten die Damen am Eierlikör, der damals das Getränk der dörflichen Hautevolee war. Keine der Frauen wagte es darauf hinzuweisen, dass der Eierlikör immer ungenießbarer wurde. Irgendwann einmal aber kam es auf: Unsere Lore hatte den Alkohol lieben gelernt. Permanent und schluckweise konsumierte sie in den Tagen zwischen den Damenkränzchen den bereitgestellten Göttertrank, der gelb blieb, obwohl sie den Fehlbestand ständig mit Wasser auffüllte.

Als Mama 89 Jahre alt und noch immer kerngesund und rüstig war, lud ich sie zu einer Geburtstagstour ein, die uns zu einigen wichtigen Stätten ihres Lebens führte. Wir trafen in dem Ort, wo sie ihre Erstanstellung als Lehrerin hatte, einen Mann, dem sie vom Hörensagen bekannt war. Wir besuchten ihr Geburtshaus, das Ursulinen-Internat in Graz, in dem sie aufgezogen wurde, nachdem sie mit vierzehn Jahren Vollwaise geworden war. Und da fielen mir die schönen Momente ein, wenn sie mit mir Halma spielte.

Dieses Spiel hat sie geliebt, weil es für sie die Brücke in ihre Kindheit bei der Großmutter war. Eine »Zurück-Ahnung« in die wohlige Wärme ihres damals schon sehr amputierten familiären Nestes. Die Waise hatte es mit ihrer Oma oft gespielt, Mama war unschlagbar. (In dem Spiel muss man seine fünfzehn Kegel möglichst schnell von seinem »Haus« in das vom Gegner besetzte gegenüberliegende Haus bringen. Jeder Spieler hat abwech-

selnd einen Spielzug. Bei jedem Spielzug darf ein Kegel bewegt werden. Man darf eigene und Gegner-Kegel überspringen und durch geschickte Strategie kann sich ein Spieler längere Sprungfolgen aufbauen, sodass er unter Umständen längere Strecken zurücklegen kann.) Mama war da großartig, und es war herrlich zu sehen, welche Freude sie am Halma-Spiel hatte. Ich bin davon überzeugt, dass ihre Freude aus der Erinnerung an ihre Familien-Seligkeit mit der Großmutter resultierte. Wenn es ihr gelang, sich eine lange Sprungfolge aufzubauen, dann inszenierte sie die kommenden Hüpfen mit dem immer gleichen Ritual: Sie hob ihren Kegel hoch und sang den ersten Vers des Chansons *Oh mein Papa*, und zwar sehr theatralisch: »Papa wie ein Pfeil sprang hinauf auf die Seil!« Danach sang sie weiter und bewegte die Hand mit dem Kegel rhythmisch dazu: »... eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp ...«

An unserem unmittelbaren kulturellen Jahreslauf mit seinen Festen und Prozessionen war Mama nicht interessiert. In unserem Haus gab es keine Blumen, keinen Adventkranz, keine Palmbuschen und keine Allerheiligenstriezel. Aber Mama hatte einen großen Fundus an Gedichten, neben der klassischen Klavierliteratur kannte sie sämtliche Volkslieder. Von den Wiener Liedern und Operettenarien wusste sie zumindest die ersten Zeilen. Ob sie *Wohl in der Wiederschwing* oder *Im Prater blüh'n wieder die*

*Bäume* sang, immer sah man, wie sie sich im Vortrag dieser Lieder sonnte. Sie bezog ihre Kraft aus der Anerkennung durch ihr Umfeld. Sie war wie ein Teich, der in der Sonne zu glitzern beginnt. Das war Veranlagung und Schicksal: Der Umstand, mit vierzehn Jahren bereits Vollwaise gewesen zu sein, mag sie sehr früh gelehrt haben, dass man Aufmerksamkeit für sich einfordern muss.

Auf Mamas Geburtstagsfahrt besuchten wir sechs ihrer »Lebensstationen«, und überall traf sie Menschen, die sie sofort ansprach. Es war eine *sentimental journey*, und es war mehr ein Geschenk für mich als für sie, zuzuhören, wie sie mit ihren zufälligen Gesprächspartnern Gemeinsames ausgrub. Sie war rüstig und kerngesund und keineswegs müde, als wir nach unserer letzten Station Rast in Mariazell machten. Dort sagte mir meine 89-jährige Mutter, dass sie den Fahrer nicht mehr wolle, der sie ab und zu in Papas Auto kutscherte, weil dessen Frau so eifersüchtig auf sie sei. Auf meine Frage, ob es Grund zur Eifersucht gebe, hob meine Mutter nur ihre Schultern, so, als ob es besser sei, darüber zu schweigen, worüber man nicht reden könne. Daraufhin habe ich ihr ein Lebzelterz gekauft.

## II.

### Kokospalme und Ahorn

*Die meisten Namen dieses Buches sind ebenso fiktiv wie die meisten Personen und Orte. Die Personen sind bis auf wenige Ausnahmen Prototypen. Sie stehen beispielhaft für individuelle Ausprägungen eines Menschenschlags, den ich für regionalspezifisch halte. Zumeist fließen viele Vorbilder zur Zeichnung meiner Personen zusammen, aber manche Leute schildere ich auch direkt, sozusagen eins zu eins nach konkreten Vorbildern aus meiner Kindheit. Es geht um zumeist bäuerliche Menschen, die im Hügelland leben, zwischen Mischwäldern, Äckern und Bachläufen. Bis vor Kurzem lebten sie noch im Schatten einer hermetisch abgeriegelten kommunistischen Welt. Es sind keine urbanen, polyglotten Menschen. Es sind kräftige hemdsärmelige Frauen und Männer einer rollenfichtigen Körperwelt, deren wirtschaftliche Strukturen so kleinteilig waren, dass ich durchaus die Parabel vom Eichhörnchen anwenden möchte, welches sich mühsam nährt. Ich nehme mir jede literarische Freiheit, um der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen. Manche der Orte und Landschaften nenne ich mit ihren richtigen Namen, andere habe ich umgetauft.*

*Es dürfte Ihnen nicht schwerfallen, den Namen meines Dorfes herauszufinden. Ganz ohne große Recher-*

## Dank

Für ihre Hilfe beim Entstehen dieses Buches muss ich den vielen Wegbegleitern meiner Kindheit danken, allen voran dem viel zu früh verstorbenen Erich Perner, dem Freund aus dem Nachbarhaus, der mir durch die überraschende Zusendung eines Kindheitsfotos sozusagen die Initialzündung für das Buch geliefert hat. Ich danke meinem Freund Kurt Bartsch von der Germanistik, Karl-Franzens-Universität Graz, für Korrekturen und sprachliche Hinweise, Bürgermeister Johann Kaufmann und Julia Fasching von der Gemeinde St. Stefan im Rosenthal und Direktor Werner Brugner und Robert Schöttel von der Landwirtschaftskammer Steiermark für Daten.

Ganz herzlich danke ich Verlagschefin Anita Keiper für die einfühlsame und frohgemute Zusammenarbeit, Robert Fimbinger und Maria Ankwitsch von der edition keiper für ihr großartiges und leidenschaftliches Engagement für dieses Buch.

Ganz besonders danken will ich auch meiner Frau Gertrude für Unterstützung und Zuspruch, besonders aber für einige »Schätze« aus dem Archiv ihrer Kindheit auf dem Land.

Vielen Dank!

**Klaus Edlinger**, geb. 1945, ist in der Südoststeiermark aufgewachsen. Nach dem Studium der Germanistik, Anglistik und Geschichte hat der Weltreisende als mehrfach ausgezeichnete Journalist und Fernsehmoderator gearbeitet. Daneben war er Coach von Politikern und Managern. Klaus Edlinger ist auch als Autor von Sachbüchern, Romanen und Kinderbüchern bekannt. Das vorliegende Buch ist seine erste Veröffentlichung in der edition keiper.

Die Fotos im Buch stammen von Christian Jungwirth.

**Christian Jungwirth** ist 1961 in Graz geboren. Der vielfach prämierte Fotokünstler bezeichnet sich als Autodidakt. Beruflich hat Christian Jungwirth auf allen Kontinenten gearbeitet. Sein Lebensmittelpunkt war aber immer Graz. Die Fotos dieses Buches entstammen seiner vieljährigen künstlerischen Auseinandersetzung mit den Menschen, ihrer Arbeit und der Landschaft.

